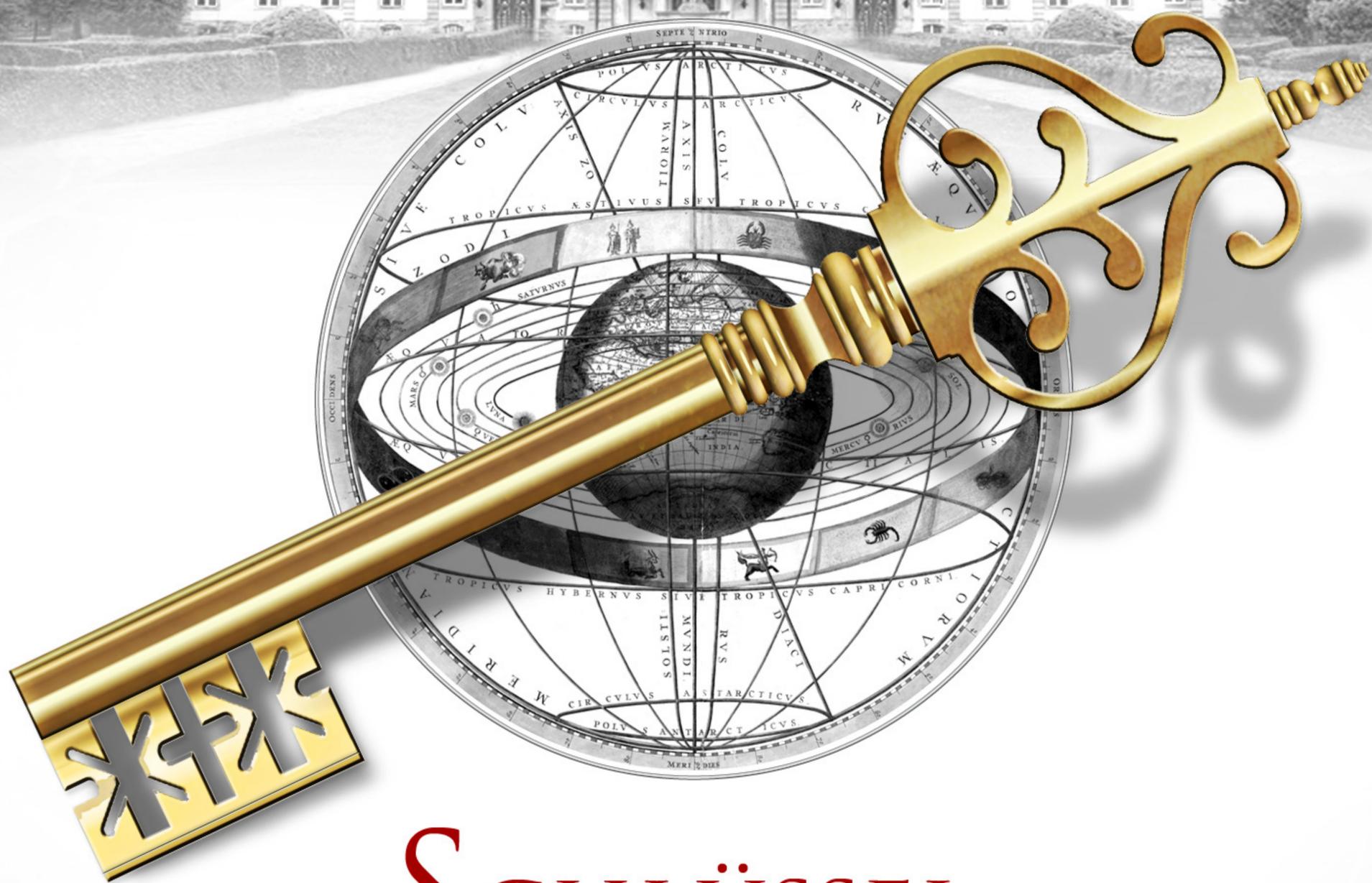


NIEMEYERBUCH

THOMAS G. KRAGE



DER SCHLÜSSEL DER
TREDICI
ROMAN

CW Niemeyer **N**

Thomas G. Krage
Der Schlüssel der Tredici

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>

© 2015 CW Niemeyer Buchverlage GmbH, Hameln

www.niemeyer-buch.de

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung: Nørhaven, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-8271-9433-6

Thomas G. Krage

Der Schlüssel der Tredici

CW Niemeyer *N*

Alle Personen, außer den historisch gesicherten, sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit Lebenden oder Verstorbenen ist nicht beabsichtigt und daher rein zufällig. Das gilt auch für Namen oder Orte.

Über den Autor:

Thomas G. Krage wurde 1954 in Emden geboren und studierte nach dem Abitur evangelische Theologie in Wuppertal, Zürich und Göttingen. Seine erste Pfarrstelle übernahm er 1982 in Brandlecht in der Grafschaft Bentheim. Seit 1993 wirkt er als Hofprediger und evangelisch-reformierter Pfarrer an der Schlosskirche zu Bückeburg. Nach einer theologischen und einer geschichtlichen Schrift liegt nun sein erster Roman vor.

*Dieses Buch ist all denen gewidmet,
die Freude an der Sprache haben.
Die im Wort die Tiefe und Schönheit
des Lebens entdecken.
Das Wort, das den Menschen sprachfähig macht,
und manchmal über sich hinaus weist.
Dorthin, wo uns die Worte fehlen.*

Der Schlüssel zum Feuer

Am Anfang war die Zahl. Sie ist der Schlüssel zum Drama der ganzen Geschichte. Ein eisiger Nordwind jagte finstere Wolkenfetzen über den Himmel – und irgendwo krächte ein Hahn. Auf den ersten Blick schien alles zufällig zu sein. Doch das war es nicht.

„Halt, hier kommen Sie nicht durch!“ Der Mann rückte seine Mütze zurecht und blickte die Touristengruppe finster an. Unmerklich presste er unter dem dunklen, langen Mantel seine Waffe an sich.

„Keinen Schritt weiter! Das gesamte Areal wird abgesperrt.“ Er sprach mit Nachdruck und musterte die Fremden feindselig.

In diesem Augenblick näherte sich ein Kleinbus. Bremsen quietschten. Die Schiebetür wurde aufgerissen, Polizisten sprangen heraus. Sie rollten rot-weiß flatterndes Markierungsband aus und spannten es quer über die Brücke.

Das fürstliche Schloss wurde systematisch abgeriegelt. Noch am Tag zuvor waren zahlreiche Besucher durch die festlichen Räume spaziert und hatten die unzähligen Kostbarkeiten bestaunt. Doch jetzt lag das Gebäude verwaist da. Die sonst in warmem Gelb leuchtende Fassade wirkte blass und kalt. Alle Fenster und Türen waren geschlossen. Der leere Fahnenmast auf dem hohen Schlossturm wies wie ein warnender Zeigefinger gen Himmel. Schlauchboote wurden in die Graft gelassen, ein Hubschrauber kreiste mit Ortungs-

geräten über dem Park. So etwas hatte die beschauliche Residenzstadt Bückeburg noch nicht erlebt.

In den Morgenstunden war Alarm ausgelöst worden. Ein Bediensteter hatte einen grausigen Fund gemacht. Mitten im Innenhof, direkt vor dem Portal der ehrwürdigen Schlosskirche, lag eine Leiche. Grausam zugerichtet. Die Kleidung zerfetzt und blutverschmiert, das Gesicht nach unten gedrückt. Der rechte Arm war ausgestreckt, die Hand leicht geöffnet. Als wollte sie etwas Wertvolles festhalten, was nicht mehr zu halten war.

Jetzt war die Spurensicherung bei der Arbeit. Akribisch wurde fotografiert, untersucht. Und verhört.

Die Identifizierung der Leiche gelang anhand gefundener Ausweise schnell. Doch genau das machte die Sache verworrener. Fragen über Fragen türmten sich auf. Was wollte der Tote hier? Wie gelangte er unbemerkt in den Schlosshof? Wer steckte hinter dem Mord? Nichts Großartiges im Schloss schien gestohlen worden zu sein. Alle wertvollen Gegenstände waren unversehrt an ihren Plätzen: die berühmten Gemälde, das einzigartige Porzellan, die funkelnden Gold- und Silbermünzen. Nur der uralte Schlüssel zur Schlosskirche fehlte. Die Tür war entschlossen.

„Thirteen ...
twelve ...
eleven ...
ten ...“

Cape Kennedy, Florida. Es ist der 11. April 1970. Wie gebannt starren unzählige Augen auf die gewaltige Saturn-V-Rakete, die majestätisch an der Startrampe wartet, um in wenigen Sekunden mit einer Apollo-

Kapsel abzuheben. Eine seltsame Spannung liegt in der Luft. Es scheint, als ob sich der Countdown mehr und mehr in die Länge zieht, als krieche die Zeit dahin und verliere ihren unbestechlichen Rhythmus. Die Nervosität bei allen Beteiligten steigt ins Unermessliche, auch wenn offiziell Gelassenheit demonstriert wird. Im Kontrollzentrum in Houston laufen die allerletzten Vorbereitungen in routiniertem Umfang. Man gibt sich sicher, dass dieser Flug an die erfolgreichen Vorgängermissionen anknüpfen wird.

Anknüpfen muss.

Und dennoch. Allen Beteuerungen zum Trotz, mit dieser Rakete startet nicht irgendein Weltraumflug, sondern ein ganz besonderer. Es ist allein die Zahl, eine simple Nummerierung, die höchste Brisanz verleiht.

Es ist Apollo 13.

Oben in der Kapsel hocken voller Anspannung die drei Astronauten Jim Lovell, Jack Swigert und Fred Haise. Monatelang haben sie sich auf diesen Flug vorbereitet, unermüdlich trainiert und alle Eventualitäten geprobt. Gleich ist es soweit, gleich wird es endlich losgehen. Die Anzeigergeräte im Cockpit signalisieren, dass alle Systeme normal arbeiten. Nichts kann sie mehr aufhalten, gar nichts auf der Welt. Ihr Ziel ist der Mond, genauer das Fra-Mauro-Gebiet. Jenes geheimnisvolle Areal, das in der Nähe der gewaltigen Krater Kopernikus und Kepler liegt.

Die Kameras surren, die Teleobjektive der Fotografen sind längst scharf gestellt. Auf der Tribüne, von der aus der Start in sicherem Abstand verfolgt werden kann, hält es die Zuschauer nicht mehr auf ihren Plätzen. Auch Prominente sind angereist. Stolz erklärt Präsident Nixon dem deutschen Bundeskanzler, der gerade

zu Beratungen in den USA weilt, den Aufbau der Rakete mit ihren verschiedenen Stufen. Interessiert folgt Willy Brandt den Ausführungen, hat er doch noch nie einen Apollostart unmittelbar miterleben können. Der Funke der Faszination für das, was Menschen erdacht und erbaut haben, erfasst auch ihn. Ohne Zweifel ist die riesige Rakete mit der Kapsel an der Spitze ein eindrucksvolles Symbol für die Schaffenskraft des Homo sapiens, der im Begriff steht, die Erde zu verlassen und sich den Weltraum untertan zu machen.

Alle starren voller Spannung auf die gewaltigen Triebwerke, die gleich gezündet werden, um die Saturn-V wie auf einem Feuerstrahl davonstürmen zu lassen. Der Countdown läuft.

„Nine ...
eight ...
seven ...
six ...“

Plötzlich werden die Blicke von der Rakete abgelenkt. Eine junge Frau rennt über das Gelände, als würde sie um ihr Leben laufen. Ihre blonden Haare sind zerzaust, ihr buntes Kleid flattert unstet im Wind. Sie schreit, reißt die Arme hoch und steuert direkt auf die startbereite Saturn-V zu.

Die Zuschauer halten die Luft an. Wo kommt diese Person auf einmal her – und was will sie? Kaum jemand hat bemerkt, wie sie sich aus der Menge gelöst und unauffällig alle Sicherheitsabsperungen überwunden hat. Erst als deutlich wird, dass sie schnurstracks zur Rakete stürmt und immer mehr ins Bild der Kameraleute hineinläuft, werden die Verantwortlichen nervös. Dieser Zwischenfall ist nicht eingeplant, er steht nicht im Drehbuch zu einem Bilderbuchstart.

Jene Unbekannte lenkt in ungebührlicher Weise just in diesem entscheidenden Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich. Das kann unter keinen Umständen geduldet werden. Deshalb ist keine Zeit zu verlieren, es muss sofort gehandelt werden!

Mit quietschenden Reifen braust der graue Geländewagen des Security Service los, um die Frau einzufangen und von ihrem Kurs abzubringen. Allen Beobachtern stockt der Atem.

„Five ...
four ...
three ...
two ...
one ...
zero - lift off!“

Gelassen schaut der Direktor der NASA in Houston auf seine goldene Armbanduhr. Er ist stolz auf das perfekte Timing. Es ist exakt 13.13 Uhr. Mit ohrenbetäubendem Lärm zünden die Triebwerke und tauchen das Areal in eine riesige Dampfwolke. Es sieht für einen Augenblick so aus, als würde Apollo 13 zögern, den sicheren Erdboden zu verlassen. Als würden unsichtbare Bande die Rakete zurückhalten. Aber dann reißt sie sich los und schießt mit voller Kraft in den Himmel. Jetzt scheint sie nichts mehr aufzuhalten. Der Weg zum Mond ist frei.

Die junge Frau reckt ihre entblößten Arme nach oben. Als hätte sie die Rakete noch festhalten wollen, als stände es ihr zu, über Himmel und Erde zu herrschen. Irgendetwas schreit sie mit letzter Kraft aus ihrer Seele heraus - aber niemand hört sie. Das Donnern der Triebwerke übertönt jeden menschlichen Laut. Jetzt hat allein die Technik das Sagen.

Die Zuschauer wischen sich den kalten Schweiß von der Stirn. Stumm schauen sie auf den Platz, wo gerade noch die Saturn-V stand. Dichter Rauch verleiht dem Gelände eine gespenstische Atmosphäre. Noch können sie nichts sehen. Nur zögernd lichtet sich der Schleier.

Plötzlich ein Aufflackern. Das Kleid der Frau hat Feuer gefangen. In Sekundenschnelle breitet es sich aus. Unaufhaltsam. Wie eine lodernde Fackel bewegt sich die Unbekannte, schlägt um sich, kämpft um ihr Leben. Bis sie schließlich zusammensackt.

Blankes Entsetzen packt die Zuschauer. Völlig hilflos starren sie nach vorne.

Endlich ist der Wagen zur Stelle. Zwei Männer springen heraus, einer hat einen Feuerlöscher zur Hand. Der Schaum sprüht und umhüllt den Körper wie Schnee. Doch die Hilfe kommt zu spät. Bei lebendigem Leib ist die junge Frau verbrannt.

Eine Zeit lang stehen die Männer regungslos da. Sie blicken in das verzerrte Gesicht der Toten. Wie in einem Spiegel entdecken sie Erwartungen und Enttäuschungen, Lebensfreude und Todesangst eng beieinander, während Apollo 13 sich immer weiter von diesem Schauplatz entfernt. Das Glück des Himmels und das Leiden der Welt kristallisieren sich auf jenem Stückchen Erde, auf das in diesem Augenblick durch den Dunst des Rauchs ein schmaler Sonnenstrahl fällt.

Schließlich bückt sich einer der Männer, um den verkohlten Leib zu bergen. Mit kräftigen Händen hebt er die Leiche vom Asphalt und trägt sie zum Wagen. Der andere ist ihm behilflich. Dabei fällt ihm eine Kette auf, die die Tote um den Hals trägt und die das Feuer unbeschadet überstanden hat. An ihr hängt ein rußgeschwärztes Medaillon. Vorsichtig nimmt er es zwi-

schen seine rauen Finger und reibt es blank. Er dreht den Anhänger zur Sonne. Kein Name ist eingraviert, nur ein Symbol: Ein geheimnisvoller Schlüssel.

Mit hoher Geschwindigkeit nähert sich der Rettungswagen. Als der Mann ihn bemerkt, reißt er mit einem Ruck die Kette vom Hals der Leiche. Unauffällig lässt er das Schmuckstück in seine Hosentasche gleiten.

Er nickt seinem Kollegen zu.

„Das Teil behalten wir besser für uns“, sagt er rasch, „sonst ...“

Seine Stimme beginnt auf einmal zu zittern und er stirbt. Das Gesicht ist aschfahl geworden. Abrupt wendet er sich ab und rennt davon. Hinter einem Gebäude wirft er das Medaillon in weitem Bogen von sich.

Unter den Zuschauern auf der Tribüne befindet sich eine Reisegruppe aus Europa. Es sind Physikstudenten, die die einmalige Gelegenheit nutzen, einen Apollostart live mitzuerleben. Sie starren durch ihre Ferngläser oder lassen die Fotoapparate klicken. Alle folgen fasziniert der Bahn der Rakete in den Himmel. Nur Christian Sonthag, ein junger Student aus Deutschland, blickt unentwegt auf den Boden. Wovon er gerade Augenzeuge gewesen ist, lässt ihn nicht los. Wild pocht sein Herz. Er spürt den grausamen Schmerz, als ob er selbst dort verbrannt wäre. Anfangs wollte er aufspringen und der Frau zu Hilfe eilen. Aber seine Kommilitonen hielten ihn mit aller Macht fest.

„Das ist nur eine Verrückte, der kann man nicht helfen“, erklärten sie abschätzig.

Ohnmächtig hockte er auf seinem Platz und beobachtete mit Entsetzen das weitere Geschehen.

Erst als die Leiche weggeschafft ist und sich die Wagentür wie ein Sargdeckel schließt, steht er verstört

auf. Nachdenklich verlässt er die Tribüne und tritt zum Parkplatz zurück, wo der Busfahrer gelangweilt auf die Rückkehr der Studenten wartet.

Immer wieder laufen die Sekunden des Schreckens im Zeitraffer vor seinem Inneren ab und lassen ihn erschauern. Für einen Moment hat er genau ihr Gesicht gesehen, weit aufgerissene Augen und Totenblässe. Es kam ihm vor, als schaute er in die Tiefen der Hölle, in den Schlund grenzenloser Verzweiflung. Was ist das für eine Frau gewesen? Da fliegen Menschen mit einem Feuerstrahl zum Mond, beobachtet von vielen. Doch im Schatten verglüht eine Unbekannte. Aber das scheint niemanden zu interessieren.

Bevor Christian in den Bus steigt, wendet er sich noch einmal um und blickt verloren zum Himmel. Von Apollo 13 ist nichts mehr zu sehen.

Rasch nähern sich viele dunkle Wolken. Eine Decke der Undurchdringlichkeit, des Schweigens breitet sich aus.

Bald sind alle Studenten eingetroffen und der Bus fährt ruckelnd los. Er zieht eine dicke Staubwolke hinter sich her.

„Schau mal, was ich gerade auf dem Weg gefunden habe“, vermeldet Petra unvermittelt und bläst den Staub beiseite.

Christian greift nach einem kleinen Buch. Es ist säuberlich in einen rot-schwarzen Einband gebunden. Er schlägt eine Seite in der Mitte auf. Unruhig überfliegt er die Zeilen. Plötzlich läuft es ihm eiskalt über den Rücken. Ihm wird bewusst, dass dies ein Tagebuch ist. Die vertraulichen Notizen einer Frau. Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen. Und vor allem unermessliche Ängste.

Alles fließt

Das Drama nahm seinen Lauf.

Jahre später.

Wie ein glitzerndes Band in der Sonne zog sich die Autobahn von Frankfurt am Main Richtung Westen. Christian Sonthag hatte es nicht eilig. Die Konferenz in Köln sollte erst in einigen Stunden beginnen und bis dahin war genügend Zeit. So fuhr er ein gemütliches Tempo; aufgrund der Verkehrsdichte hatte das Rasen sowieso keinen Zweck.

Seine Gedanken schweiften ab. Er sah Petras Tränen vor sich, wie sie aus ihren himmelblauen Augen hemmungslos über die Wangen rollten, als sie sich zum Abschied küssten. Ihr warmer Körper, der Duft nach Sommerblüten, alles spürte er, als säße sie dicht neben ihm.

Schon oft war er beruflich nach Köln gefahren, meistens für ein, zwei Tage. Allerdings lag diesmal über dem Abschiednehmen eine seltsame Stimmung. Eine Schwere breitete sich aus, als ob die Wolken über ihnen Blei bereithielten. Stand eine Trennung bevor, sollten sie sich nie wiedersehen? Gefahr lag in der Luft. Irgendwie schien er sie zu wittern. Christian war sensibel für Geschichte und besaß ein untrügliches Gespür für zukünftige Ereignisse. Oft hatte er Petra mit seinen Visionen verblüfft und meistens recht behalten.

„Du brauchst nur aufmerksam die Vergangenheit studieren, um Folgerungen für die Zukunft zu ziehen“,

erklärte er jedes Mal, wenn sie über seine Treffsicherheit erstaunt war. „Die Zukunft ist kein weißes Blatt Papier, das völlig leer zum Beschreiben daliegt. Schon viele Striche sind vorgezeichnet. Aus ihnen entwickelt sich das Gemälde, das nie fertig wird.“

Christian Sonnthag war 1,80 m groß, trug kurz geschnittenes Haar und war trotz seines fortgeschrittenen Alters sportlich schlank geblieben. Auffallend waren hinter einer runden Nickelbrille seine hellwachen Augen. Der stechende Blick, der alles aufnahm, was sich in der Nähe oder Ferne abspielte. Sinn für Humor, die tiefe Stimme und die Fähigkeit, galant mit Sprache umzugehen, schätzten seine Freunde. Besonders war sein Forscherdrang ausgeprägt, verbunden mit einer großen Portion von Mut und Entschlossenheit. Das barg allerdings die Gefahr, Grenzen nicht zu erkennen. Wenn er erst mal von etwas begeistert war, ließ ihn die Sache nicht mehr los. Der Drang, die Wahrheit herauszufinden, auch Widerständen zum Trotz, beflügelte ihn. Das war pure Herausforderung, der er sich ganz und gar stellte. Dann vergaß er vieles andere, es rückte schlicht in den Hintergrund. „Ich kann nur an *einem* Ort zu *einer* Zeit sein, und nur *Eines* tun – und dem will ich mich total hingeben“, war sein Motto geworden.

Er stammte aus einer protestantischen Forscherfamilie, die stets den Dialog mit den Geisteswissenschaften gesucht hatte. Naturwissenschaft, Kultur und Religion – sie galten als Einheit. Freilich aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. Nur so könne man sich der Frage nach der relativen Wahrheit nähern, erklärte sein Vater immer wieder. Der Stammbaum der Familie wies auf eine Verwandtschaft mit Johannes Kepler. Jenem berühmten Mathematiker und Astronom aus dem 16. Jahrhundert. Besonders ein gewisser Martin

Johannes von San Marco kam in der Familiengeschichte vor. Jedoch galt dieser als äußerst zwiespältige Person, mit der heutzutage niemand so recht etwas zu tun haben wollte.

Christian war auf hoher See geboren. Während einer Expedition seiner Eltern nach Südamerika hatte er das Licht der Welt in einer stürmischen Nacht erblickt. Da der nächstgelegene Hafen Porto Alegre in Brasilien gewesen war, wurde dieser zu seinem Geburtsort erklärt. Das Gefühl, dass manchmal alles schwankte, dass das Leben keinen festen Grund hatte, bestimmte ihn fortan. Verbunden mit der Sehnsucht nach Beständigkeit. Festigkeit. Seine Schulzeit verbrachte er in Hamburg, danach studierte er Physik an verschiedenen Hochschulen und Instituten. Seit einigen Jahren lebte er in Frankfurt. Eine interessante Forschungsaufgabe hatte ihn dorthin verschlagen.

Eigentlich beabsichtigte er nicht, nach Köln zu fahren. Doch gestern erreichte ihn ein dringlicher Anruf von WEYSELUX. Er müsse unbedingt erscheinen. Persönlich. Gleich morgen. Es wirkte wie eine Vorladung, bei der jeder Widerspruch zwecklos war. Irgendwann wäre er schon gefahren, aber so kurzfristig, das passte nicht in seine Arbeitsplanung. Schließlich war er mit seinem Team in Frankfurt an einem wichtigen Forschungsprojekt beschäftigt, bei dem jeder Tag zählte. Die Konkurrenz aus Amerika und Asien schloß nicht und war ihnen dicht auf den Fersen. In europäischem Verbund entwickelte seine Firma neuartige Satellitensysteme, die in Kürze serienreif sein sollten. Mit ihnen würde eine Revolution am Himmel eingeläutet werden.

Die Zentrale am Rhein gab keine Ruhe. Wenn er nicht erscheine, würde man zugesagte Forschungsgelder

rigoros streichen. Christian spürte, dass das eine ernste Drohung war. Man ließ nicht mit sich spaßen. Aber warum nur diese Eile, diese Dringlichkeit? Was war los und warum war gerade er so wichtig?

Normalerweise liefen alle Informationen zwischen Köln und Frankfurt in geregelten Bahnen, digital und verschlüsselt in Sekundenschnelle. Das war für wissenschaftliche Daten und Aufgaben ein unschätzbare Vorteil. Der Nachteil wurde leicht übersehen: Es gab kaum noch menschliche Kontakte, direkte Gespräche, Überlegungen ins Unreine. Auch die oft nötigen und letztlich fruchtbaren Auseinandersetzungen von Angesicht zu Angesicht fehlten.

Meistens wusste Christian genau über die Themen Bescheid, wenn er nach Köln fuhr. Nur diesmal schien ihm alles rätselhaft. Auf seine Bitte, die Dringlichkeit zu begründen, bekam er nur eine schroffe Wiederholung der Forderung zur Antwort. Kein Kommentar. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf den Weg zu machen.

Je mehr sich Christian dem Rheinland näherte, desto stärker wurde der Verkehr. Als sein Magen unüberhörbar knurrte, hielt er an einer Raststätte. Es wimmelte von Lastern, Autos und Menschen. Eine Reisegruppe aus Bayern berauschte sich an mitgebrachtem Bier und grölte Heimatlieder. Gelangweilt schlenderte Christian zum Restaurant.

Er bestellte ein Wiener Schnitzel mit Pommes frites, nahm Salat, ein alkoholfreies Bier und zahlte. In der Ecke des Raums war noch ein Tisch frei. Während er aß, schaute er aus dem Fenster. Gedankenversunken schweifte sein Blick über die Autodächer hin zu den Baumwipfeln längs der Straße. Müde bewegten sich

ihre Kronen im Wind. Schon längst hatte sich die Sonne hinter dichten Wolken verzogen. Doch auf einmal brauste Sturm auf und fegte über den Parkplatz. Blätter und Müllfetzen wurden empor geschleudert. Die mächtigen Bäume begannen zu schwanken. Stärker und immer stärker. Seine Gedanken wurden mitgerissen. Fort, weit weg.

Und dann sah er sie.

Wehende Haare, buntes Kleid, ein wirrer Gesichtsausdruck.

Sein Blick erstarrte, das Blut in den Adern gefror. Ihn überkam das untrügliche Gefühl, das schon einmal erlebt zu haben. Die Fremde lief direkt zu seinem BMW. Unaufhaltsam.

Christian schob den Teller zur Seite, sprang auf und verließ hastig das Lokal. Wo war sie geblieben? Er blickte sich um, in alle Richtungen. Von der Frau war nichts zu sehen. Keine Spur. War wohl Einbildung gewesen.

Erleichtert atmete er auf, ging zum Wagen und klemmte sich hinter das Steuer. Nichts wie weg! Er startete. Die Reifen quietschten.

„Nach links!“, gebot ihm plötzlich eine Stimme von hinten.

Wie vom Blitz getroffen fuhr er herum.

„Wie ... kommen ... Sie ...“, stotterte er entsetzt.

Die Fremde kroch hervor, lächelte gespielt und strich sich die blonden Haare aus dem Gesicht.

„Sie waren unvorsichtig. Die hintere Tür war nicht abgeschlossen. Trotz Zentralverriegelung. Die Technik ist eben nicht perfekt.“

Abrupt trat Christian auf die Bremse. Noch hatte er das Areal der Raststätte nicht verlassen.

„Steigen Sie bitte aus. Ich will Sie nicht mitnehmen.“
Er bemühte sich, höflich zu bleiben. Seine Stimme zitterte leicht.

„Du tust, was ich sage. Weiter! Da vorne fahren wir links.“ Ihre Worte zogen ihn in den Bann, sie duldeten keinen Widerspruch, zwangen zu absolutem Gehorsam.

Geschwind wie eine Raubkatze schwang sich die Frau nach vorne auf den Beifahrersitz. Mit ausgestrecktem Arm wies sie kompromisslos in die Richtung, in die er den Wagen lenken sollte.

„Worauf wartest du noch? Los, fahren wir!“

Christian fuhr wieder an. Als er auf die Autobahn einbiegen wollte, schrie sie erbost: „Nach links! Hast du's nicht gehört? Nach links sage ich!“

„Links? Wir können doch nicht ...“ Er schluckte. „Wir können doch nicht in die verkehrte Richtung fahren.“ Er versuchte zu lachen. „Das tun doch nur die lebensmüden Geisterfahrer.“

Sie fixierte ihn mit giftgrünen Augen. „Ab sofort wirst du meinem Geist gehorchen! Fernlicht an und dann nach links. Gegen den Strom. Gegen die Zeit. Hinein in die Vergangenheit. Du wirst schon sehen, es geht. Ich will zurück, einfach nach Hause.“

Christian riss den Wagen nach links und beschleunigte. Angstverzerrte Gesichter, Hupkonzerte, Lichtblitze, quietschende Reifen und kleine Rempeler nahm er wie im Rausch wahr. Immer stärker drückte er das Gaspedal herunter. Erbarmungslos schoss der BMW über den Asphalt, als wolle er zum Flug abheben. Schweißperlen sammelten sich auf Christians Stirn. Er raste um sein Leben. Die dringenden Warnungen aus dem Autoradio hörte er nicht. Die Geschwindigkeit drückte ihn mit Wucht ins Polster. Wie lange würde der Wahnsinn andauern?

„Siehst du, wie sie dir ausweichen?“, spottete sie.
„Endlich bist du jemand. Kein grauer Nobody mehr,
der im Strom mitschwimmt. Alle blicken dir ins An-
gesicht und vor Angst kuschen sie. Das ist Macht.
Macht pur. Genieße sie!“

Für einen Augenblick schaute er zur Seite und erschrak. Die Frau neben ihm schien immer jünger zu werden. Sie wurde ein junges Mädchen mit Zöpfen. Dann ein Kind, das in der Nase bohrte. Und auf einmal saß dort eine alte, runzlige Frau mit staubigem Kopftuch und einem Weidenkorb in der Hand. Gefüllt mit Früchten und Gemüse. Starr hockte sie neben ihm. Ihre Augenhöhlen waren leer.

Zeiten und Räume verschmolzen.

Christian rieb sich die Augen.

Da! Die weißen Markierungen auf der Straße begannen sich zu bewegen. Die gestrichelten und die lang gezogenen Streifen lösten sich von der Fahrbahn ab. Sie wickelten sich umeinander und bildeten seltsame Figuren. Muster, Ornamente, Buchstaben. Und Zahlen. Sie blähten sich auf, wurden immer größer. Mächtiger. Schließlich riesenhaft.

Krampfhaft umklammerte Christian das Lenkrad. Hitzewellen und Kälteschocks peitschten seinen Leib. Der Puls raste. Er riss sich die Hemdknöpfe auf und rang nach Luft.

Plötzlich flogen zwei Ziffern direkt auf ihn zu. Eine Eins und eine Drei. Dann ein ohrenbetäubender Knall. Sie durchschlugen die Windschutzscheibe und drückten sich fest um seinen Hals. Er verlor das Bewusstsein. Das Umherschleudern und den Aufprall nahm er nicht mehr wahr.

CQD ...

MGY ...

SOS ...

Eine Welt brach über ihm zusammen.

Die Ärztin rüttelte kräftig an seiner Schulter. Durch tausend Nebel formte sich langsam ein Bild, wie sich ein freundliches Gesicht über ihn beugte.

„CQD“, lallte er, „MGY ...“

„Er phantasiert“, erklärte sie ruhig und drehte sich nach zwei Männern um, die mit einer Trage hinter ihr standen.

Sie drängten sich vor und zerrten ihn aus dem zerstörten Wagen.

„Idiot!“, herrschte ein Sanitäter ihn an. „Sie haben wohl gepennt!“

Christians Auto, das einen Lastwagen gerammt und sich dann ein paar Mal überschlagen hatte, besaß nur noch Schrottwert. Wie durch ein Wunder hatte er selbst nur einige Schürfwunden und Prellungen davongetragen. Der Sicherheitsgurt und die Airbags hatten gute Arbeit geleistet. Auf den Vorschlag der Ärztin, sich in einem Krankenhaus genauer untersuchen zu lassen, schüttelte er energisch den Kopf.

„Ich muss unbedingt nach Köln. Egal wie“, murmelte er und tat ein paar unsichere Schritte. „Geben Sie mir Schmerztabletten, dann wird's schon gehen.“

Der Ärztin gefiel das überhaupt nicht. „Auf Ihre eigene Verantwortung“, gab sie schließlich nach.

Nachdem alle Formalitäten durch die Polizei erledigt waren, wurde sein Wagen abgeschleppt. Melancholisch blickte Christian ihm nach.

Auf einmal durchfuhr es ihn: Wo war die Fremde an seiner Seite geblieben?

Unruhig blickte er sich um. Doch es war keine Spur von ihr zu entdecken.

„Suchen Sie etwas?“, fragte einer der Polizisten und schaute ihn beunruhigt an.

„Eine Frau, haben Sie eine Frau im Wagen gefunden?“

Der Beamte schüttelte mitleidig den Kopf. „Sie sollten sich doch untersuchen lassen!“

Die Polizisten nahmen ihn zum nächsten Ort mit, damit er sich dort ein Taxi nach Köln nehmen konnte.

Erschöpft ließ er sich auf die Rückbank fallen und verfolgte die Fahrt mit apathischem Ausdruck. Nur die Funksprüche aus der Polizeizentrale sorgten für Abwechslung.

„Wo kam der Laster eigentlich her, wissen Sie das Kennzeichen?“, fragte er unvermittelt und tippte dem Polizisten auf dem Beifahrersitz auf die Schulter.

Der Beamte kratzte sich am Kopf und suchte im Protokoll.

„Hier, ich hab's“, brummte er endlich. „Der LKW ist im Kreis Schaumburg gemeldet. SHG ... 13.“ Die Buchstaben dazwischen verschluckte er hustend.

Nein! Verwirrt starrte Christian aus dem Fenster. Dicke Regentropfen prasselten gegen die Scheibe.

Köln am Rhein.

Als im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt die Römer die germanische Siedlung der Ubier zu ihrer Colonia Claudia Ara Agrippinensium ausbauten, ahnten sie nicht, dass sich daraus eine Millionenstadt entwickeln würde. Aus der Colonia wurde Köln.

Es war für Christian jedes Mal ein erhabenes Gefühl, über die große Rheinbrücke zu fahren und den gewaltigen Dom mit seinen gotischen Türmen vor sich zu erblicken. Eine Meisterleistung der Baukunst in einer Di-

mension, in der heute kein Mensch mehr eine Kirche errichten würde. Obwohl die technischen Voraussetzungen, im Gegensatz zum Mittelalter, ideal waren, würde man solch ein Projekt nicht mehr finanzieren können. Auch nicht wollen.

Meistens, wenn er hier zu tun hatte, ging er in den Dom. Dann setzte er sich hinten in eine Bank und ließ seinen Gedanken und Gefühlen freien Lauf. Die schwindelerregenden Säulen und Bögen, die lichtdurchfluteten Fenster schufen eine unbeschreibliche Atmosphäre. Vergänglichkeit und Ewigkeit verschmolzen. Oft merkte er nicht, wie die Zeit verrann. Die durch die Eingangstüren pausenlos hinein- und hinausströmenden Touristen nahm er irgendwann nicht mehr wahr. Ihre Stimmen verwoben sich und verhallten in diesem unermesslichen Raum.

Aber dieses Mal war alles anders.

Obwohl er viel Zeit durch den Unfall verloren hatte, wollte er es sich dennoch nicht nehmen lassen, vor seinem Termin noch schnell den Dom aufzusuchen. Er verspürte ein starkes Verlangen, die verwirrenden Ereignisse der letzten Stunden zu verarbeiten. Dazu war diese gewaltige Kathedrale der geeignete Ort.

Christian hatte gerade in der hintersten Bankreihe Platz genommen und seine schmerzenden Beine von sich gestreckt. Plötzlich erschrak er. Ein heller, gellender Schrei zerriss die Harmonie im Kirchenschiff. Sein Echo klang endlos nach und es schien, als würden die Säulen leicht beben und die bunten Fenster klirren. Die Besucher fuhren erschrocken zusammen und blickten irritiert nach vorne. Alle Andacht war im Nu zerstoßen. Dieser Schrei passte nicht in das ehrwürdige Gebäude. Einige Leute liefen beunruhigt in die Richtung,

aus der sie meinten, das Schreien vernommen zu haben.

Christian erhob sich und machte sich auf die Suche. Er blickte hinter die Säulen, inspizierte seitliche Altarnischen und Winkel. Nirgendwo war jemand in Not zu entdecken. Schließlich wandte er sich an einen Bediensteten des Doms, der gelangweilt in einem dunkelroten Mantel am Portal stand und um Spenden bettelte.

„Was war das für ein Schrei? Es muss etwas Schlimmes passiert sein, aber ich habe niemanden gefunden.“

„Ein Schrei? Ich habe nichts gehört.“ Gleichgültig wandte sich der Mann ab.

„Doch, wir alle haben ihn gehört. Auch Sie. Was ist hier los?“ Christian war misstrauisch geworden und wollte sich nicht abwimmeln lassen.

„Fragen Sie mich nicht!“, antwortete der Mann unwirsch und sichtlich verärgert.

„Doch, ich frage Sie. Und wenn Sie nicht antworten, fange auch ich an zu schreien!“

Der Bedienstete wurde auf einmal leichenblass und zog Christian nervös in eine dunkle Ecke.

„Können Sie schweigen?“, begann er stockend und rote Flecken zeigten sich auf seinem Hals. Er wartete die Antwort nicht ab, sondern begann vertraulich zu flüstern. „Ein Mal in jedem Jahr hört man hier einen schrecklichen Geisterschrei. Den genauen Monat kann keiner voraussagen, weil er unregelmäßig wechselt. Nur der Tag ist sicher: Es ist immer ein 13. Niemand weiß wie, von wem und warum. Alle Untersuchungen, Video- und Tonaufnahmen haben nichts ergeben. Überhaupt nichts! Es ist ein völliges Rätsel. Die Fachleute haben gemessen, dass der Schrei mit Nachhall exakt 13 Sekunden dauert. Immer. Man sagt, dass er

von einer jungen Frau stammt. Wahrscheinlich einer Hexe. Ihr Echo hallt durch die Zeit. Der Schrei bringt uns noch zur Verzweiflung! Unser Papst höchstpersönlich hat eine geheime Kommission beauftragt, die Licht ins Dunkel bringen soll. Offiziell wird alles ignoriert. Niemand soll verunsichert werden. Wir hatten schon überlegt, den Dom an jedem Dreizehnten zu schließen, bis der Schrei vorbei ist. Aber dann haben wir davon abgesehen, weil solch eine Maßnahme noch auffälliger wäre als der Schrei selbst. Deshalb lautet die Anweisung von oben unmissverständlich: Wir haben nichts gehört! Gar nichts. Verstanden? Auch Sie, mein Herr, haben nichts gehört. Vergessen Sie einfach unser Gespräch.“

Der Mann drehte sich abrupt um und verschwand hinter einem schweren Vorhang. Dem Vorhang der Angst.

„Hallo, alter Junge!“ Eine knarrende Stimme mit bayarischem Akzent sprach ihn unvermittelt von hinten an. Christian wurde aus seinen Gedanken gerissen und fuhr herum. Inzwischen hatte er bei leichtem Nieselregen den Dom verlassen und schritt zielstrebig zur Firma, die mitten in der Altstadt lag.

Martin Mendova war Mitte 50, sein Haar war deutlich gelichtet und lag in dünnen Strähnen quer über der sonnengebräunten Kopfhaut. Sein Blick hatte für Leute, die ihn nicht kannten, etwas Dämonisches. Wenn er aber lachte, sprühten seine Augen voller Freude. Ein modischer, beigefarbener Anzug unterstrich seine sportliche Note. Dazu passte die Vorliebe für italienische Sportwagen.

Martin lebte in München, seit er Claudia auf dem Oktoberfest kennengelernt und Hals über Kopf geheiratet hatte.

Beide Männer verband eine jahrelange Freundschaft, die ganz unterschiedlich intensiv war. Manchmal hörten sie lange nichts voneinander. Wenn allerdings der Kontakt wieder da war, war es so wie gestern.

Seit einiger Zeit gehörte Mendova zum Vorstand der Firma und kam daher öfter nach Köln.

„Sag mal, wie siehst du denn aus?“, musterte Mendova sein Gegenüber.

Christian versuchte abzuwiegeln. „Ach, ich war in einen Auffahrunfall verwickelt. Nichts Schlimmes, ein paar Prellungen. Nur der Wagen ist Schrott.“

Mehr wollte er seinem Freund nicht anvertrauen. Deshalb war er froh, dass dieser nicht weiter nachbohrte und das Thema wechselte.

„Ich muss unbedingt mit dir allein sprechen“, erklärte Mendova geheimnisvoll und schaute sich dabei unauffällig um.

Christian kannte seine theatralische Art, die er oft zur Schau stellte und damit viel Aufmerksamkeit erregte. Besonders bei Frauen. Aber diesmal spürte er eine Ernsthaftigkeit in seinem Blick.

„Was ist denn los?“, fragte er besorgt.

„Nicht jetzt und nicht hier. Lass uns heute Abend im Hotel darüber reden. Auf keinen Fall darf der Alte was wittern!“

„Du machst es ja spannend.“

Mendova nickte vielsagend. Es war kein Geheimnis, dass es zwischen ihm und dem Chef Spannungen gab. Sie hatten sich im Laufe der Zeit immer stärker aufgebaut und rührten von unterschiedlichen Sichtweisen her, wie das Unternehmen zu führen sei. Dazu kamen Neid, Intrigen und das sich gegenseitige Absprechen von Kompetenz. Doch seltsamerweise traute sich der

Chef nicht, ihn zu feuern. Irgendetwas hinderte ihn daran.

Mendoza wusste seine Chancen zu nutzen.

Das Verwaltungsgebäude von WEYSELUX lag in Sichtweite zum Dom. Von den oberen Etagen aus konnte man einen herrlichen Blick auf den Rhein werfen, der sich wie ein silberblaues Band durch die Landschaft schlängelte. Er war wie eine Ader, an dem das Leben pulsierte; sein Fließen setzte sich in den Menschen fort.

Die beiden Männer nahmen den Lift, um ins siebte Stockwerk zu fahren, zur Chefetage, ins Zentrum der Macht. Lautlos schlossen sich die Aluminiumtüren. Mit dezentem Summen bewegte sich das Gefährt nach oben.

Christian überkam ein mulmiges Gefühl. Er fühlte sich wie in einen Käfig gesperrt. Seine Gedanken waren gefangen von der Frage: Was wollen die bloß von mir? Die Häufung von ungewöhnlichen Ereignissen mahnte ihn zu äußerster Vorsicht. Er musste der Gefahr widerstehen, sein Selbst aufzugeben und in einen unkontrollierbaren Sog fremder Mächte zu geraten. Mit riesigen Händen schienen sie bereits gierig nach ihm zu greifen. Freiheit war kein stabiler Zustand, sondern musste immer wieder mühsam errungen werden. Alles andere war Abhängigkeit. Verkappte Sklaverei.

Die Türen glitten wieder auf. Schnell strich er sich über die Haare und rückte seine Krawatte zurecht. Dann trat er hinaus. Grelle LEDs umfluteten ihn und ließen dem Schatten keine Chance.

„Wir durchleuchten die Welt“, war vor Jahren ein Werbeslogan gewesen, den der Chef persönlich kreierte

hatte. Hier auf der Chefetage sollte niemand an der Durchsetzung dieses Mottos irgendeinen Zweifel hegen. Dabei lagen die Anfänge des Unternehmens eher im Dunkel der Geschichte.

Die Kölner Optischen Werke (KOW) wurden unter mysteriösen Umständen im Jahr 1903 von Arthur Weyse gegründet. Der Zeitpunkt war sorgfältig gewählt, nur Eingeweihte wussten über die wahren Hintergründe Bescheid. Doch darüber wurde eisern geschwiegen – bis heute. Anfangs baute man simple Laborgeräte, Mikroskope und Ferngläser. Mit Erfolg. Bald wurde die Firma wegen ihrer guten Qualität bekannt, auch über die Landesgrenzen hinaus. Alle Produkte trugen, worauf man besonderen Wert legte, ein kleines Metallschild, auf dem neben dem Firmennamen das Konterfei von Kaiser Wilhelm II. abgebildet war. Seine Majestät hatte höchstpersönlich ein Glückwunschschreiben zur Firmengründung nach Köln gesandt und äußerte später keine Bedenken gegen die Verwendung des Schildchens. Wusste er nichts von der geheimen Symbolik, dem Missbrauch, der mit seinem Bild getrieben wurde? Oder billigte er sie sogar? Den allermeisten Kunden fiel überhaupt nicht auf, dass auf dem Abbild die kaiserliche Krone gefälscht war. Sie besaß dreizehn Zacken. Nach der Abdankung des Kaisers wurde das Emblem bis 1933 weiter benutzt. Bis sich nationalsozialistische Kreise im Betrieb durchsetzten.

Der erste Großauftrag aus dem Ausland kam für die KOW aus England. Dort wurden für die Schifffahrt Navigationsgeräte benötigt, die auf den Luxusdampfern Olympic und Titanic verwendet werden sollten. Als die Bestellung in Köln eintraf, soll Weyse voller Stolz und

Freude in der Fabrikhalle getanzt haben, den Brief aus Southampton in der ausgestreckten Hand. Ohne Zweifel, dieser Auftrag bedeutete den Durchbruch auf dem Weltmarkt, er war ein unbezahlbarer Gewinn.

Doch bald kehrte sich die Freude in rätselhafte Ungewissheit. Der Firmenchef war von der White Star Line zur Jungfernfahrt der Titanic von Southampton nach New York eingeladen worden, damit er seine gelieferten Geräte im praktischen Betrieb begutachten konnte. Weise war noch nie in die Neue Welt gereist, deshalb soll er voller Erwartungen an Bord gegangen sein. In einer kalten Aprilynacht jedoch passierte das Unfassbare. Die Titanic stieß vor Neufundland mit einem Eisberg zusammen und sank in kurzer Zeit. Die meisten Passagiere verloren ihr Leben und verschwanden mit dem Schiff in der eisigen See.

Das Schicksal von Arthur Weise konnte nie geklärt werden. Seltsamerweise erschien sein Name nicht auf der später veröffentlichten Passagierliste. Er wurde weder als gerettet noch als ertrunken gemeldet. War er überhaupt an Bord gewesen oder nur zeitweise? Hatte er heimlich das Schiff im französischen Cherbourg oder auf Irland verlassen? Die Kölner Optischen Werke unternahmen alles, um ihren Chef ausfindig zu machen. Vergebens. Seine Spur verlor sich im verwinkelten Hafen von Southampton. Sämtliche Nachforschungen, die seine Frau in die Wege leitete, brachten kein Licht ins Dunkel der quälenden Ungewissheit. Nach geraumer Zeit wurde er für tot erklärt. In der Sterbeurkunde hieß es trocken, er sei mit hoher Wahrscheinlichkeit „verschollen im Atlantik vor der Neuen Welt“.

Für das aufstrebende Familienunternehmen waren diese Ereignisse ein herber Rückschlag. Nur widerwillig führte anfangs die Witwe den Betrieb weiter,



IM INNENHOF DES BÜCKEBURGER SCHLOSSES WIRD EINE LEICHE ENTDECKT. ZEITGLEICH VERSCHWINDET DER URALTE SCHLÜSSEL DER SCHLOSSKIRCHE. GIBT ES EINEN ZUSAMMENHANG? NIEMAND KANN SICH DIE NÄHEREN UMSTÄNDE DES MORDES ERKLÄREN. DIE VERNUNFT WEIGERT SICH, DERART ABSURDE GEDANKEN ZUZULASSEN, DENN ALLES WEIST AUF DUNKLE MACHENSCHAFTEN AUS LÄNGST VERGANGENEN ZEITEN HIN - UND AUF DEN GEHEIMBUND DER TREDICI. IHRE SPUREN FÜHREN NICHT NUR IN DIE FINSTERE EPOCHE DER GELEHRTEN KEPLER UND GALILEI. SIE LASSEN AUCH DIE GESCHEHNISSE, DIE ZUM UNTERGANG DER TITANIC ODER DEM SCHEITERN VON APOLLO 13 GEFÜHRT HABEN, IN EINEM ANDEREN LICHT ERSCHEINEN. EIN ENTSCHLOSSENER KAMPF MIT UNGLEICHEN GEGNERN BEGINNT. DOCH DIE MACHT DER TREDICI SCHEINT UNGEBROCHEN.

ISBN 978-3-8271-9433-6



9

783827 194336

9,95 EUR

www.niemeyer-buch.de